

Der Peter Camenzind : eine Erzählung

Autor(en): **Wirz-W., Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Peter Camenzind

Eine Erzählung

Unser Laboratorium war neu. Das Gebäude gefiel durch den schönen Stein und durch die einfache Bauweise, den schlichten Ausdruck der Kräftebedingungen. Einfachheit und Zweckmäßigkeit bildeten sein Zierat. Mächtige Gitterfenster ragten zwischen schlanken Mauerpfeilern hoch empor bis unter das Dachgebälk. Dieses lag hinter der steinernen Dachtraufe verborgen, deren gerade Linie eine Anzahl in Stein gehauener, mit viereckigen Mündungen geschmückter Wasserspeier unterbrach. Das Dach war geschweift und mit Glas bedeckt, alles Eisen und Stein.

Alte Häuser mit hohen Zickzackgiebeln standen dem Gebäude gegenüber.

Zwischen beiden liefen diesseits und jenseits ein Fußgängersteig, der eine mit feinem, gelbem Sand bestreut wie ein gepflegter, alter Küchenboden, der andere asphaltiert und mit Randsteinen versehen von Granit. In der Mitte zwischen ihnen lag die Straße, das Pflaster war einförmig gemustert wie die Fensterflucht der nahen Kaserne. Auch die Kaserne war alt. Sie stand Schulter an Schulter mit dem schönen Laboratorium und stellte ihm eine hochmütige Ziegelmauer entgegen.

Früher kam an Sommerabenden die Sonne hinter der Kasernenmauer zum Vorschein. Darauf freuten sich die Giebelhäuser wie Kinder. Sie ließen sich nach einander in das schöne, rote Licht tauchen, machten darin Staat und spiegelten zarte Silberwolken in ihren Fenstern. Das war jetzt anders: sie mußten im Schatten des neuen Gebäudes stehen. Die Abendsonne kam nicht über den First empor. Sie verschwendete alle ihre Fülle an die mächtigen Glasflächen, und die alten Häuslein mußten mit einem spärlichen Widerschein fürlieb nehmen. Sie wurden traurig dabei, und ihre Fenster erblindeten. Ihre Giebel erschienen höher als sie in Wirklichkeit waren und erinnerten in ihrer Ratlosigkeit an hochgezogene Augenbrauen.

Das Laboratorium beherbergte die Versuchsanstalt für Turbinen. Ich hatte da eine Anstellung und arbeitete zusammen mit einem jungen, blau-

ägigen Gehilfen, oft auch in Gemeinsamkeit mit dem Vorsteher des Instituts. Der Vorsteher ging eisgrau und ein wenig gebückt, er war ein kenntnisreicher und in Turbinensachen gründlich erfahrener Mann. Die Wissenschaft hatte ihn in Frohne genommen. Er war ihr ergebener Diener, und sie gab sich beständig mit ihm ab. Sie war grausam und ließ ihm nicht eine Minute der Sammlung und Beschaulichkeit, sondern beschäftigte ihn immer mit irgend einer Aufgabe und hielt einige andere verheißungsvoll in seiner Sicht. Der Gehilfe hatte einen Stolz auf die schönen Maschinen. Er scheuerte sie alle Tage ohne Geheiß bis sie funkelten. Er war frohmütig und treu und besaß eine geschickte Hand.

Wir hatten uns seit Wochen mit Versuchen beschäftigt.

Eine große Schleuderpumpe lief sechs Stunden Tag um Tag. Im tiefen Graben lebte das Wasser auf. Die Pumpe schob es durch den eisernen Steigschacht in den Oberkanal. Es plätscherte dort zwischen roten Eisenwänden willig dahin, verschwand im weiten Mund der Versuchsturbine, entströmte ihr, weiße Gischt im Leibe, mit tausend gelähmten Wirbeln und schlich abermals der Pumpe zu. Die Turbine drehte sich still in den Lagern. Nur ein leises Zittern des Gebälkes ließ die Ahnung aufkommen, daß hier ein Nutzen gezogen werde. Ihr Gehäuse glich einem riesigen, liegenden Ammonshorn, aus dessen Quirl die Welle aufrecht empowuchs. Die Welle lief auf der Oberseite des Gehäuses in eine Stirnplatte aus. Rohre von Glas ragten aus dieser empor. Sie fuhren mit der Stirnplatte und mit der Welle im Kreise herum und zeigten die Wasserstände des Läufers an, der es in sich hatte, dem Wasser die Kraft auszusaugen. Mit jeder Umdrehung blitzte eine Lampe auf und warf das Bild der Wasserstände an eine weiße Wand. Zwischen den Blitzen lag der Raum im Dunkel. Die Stirnplatte ließ nichts vermuten von den kunstvoll gekrümmten Kanalwänden des Läufers unter ihr. Nur Eingeweihte errieten das Verborgene, nickten bei ihrem Anblick und dachten an den Satz des Coriolis.

Auch wir nützten die Fingerzeige dieses klaren Geistes; indessen wir wollten nicht nur einsehen, wir wollten eindringen, schmecken, fühlen, erleben. Hundertmal hatten wir einfache Bedingungen erdacht, und hundertmal wirbelte das Wasser und sprach unsern Erwartungen Hohn. Der Meister ging gebückter als je, wir entwarfen und verwarfen wieder. Wir prüften

die Sachlage Punkt um Punkt und setzten alle Hebel ein. Wir wurden nicht müde, hunderte von Nebenfragen zu stellen, hunderte von Einwänden aufzudecken und zu widerlegen. Kein Weg wurde zu mühsam befunden, wenn er einen Schimmer von Licht zu versprechen schien, keine noch so winzige Möglichkeit außer Acht gelassen. Es gelang uns schließlich, einen gangbaren Pfad zu finden, und nach ein paar Monaten waren die Ergebnisse da.

Ich sichtete das abgeschlossene Material. Es umfaßte bei zweihundert Kurvenzeichnungen, vierhundert Blätter Zahlentabellen, hundert und fünfzig Blätter Versuchsvermerke, sechshundert Blätter mit Rechnungen.

Wie nun alles im besten Gange war, geschah mir etwas Sonderbares.

Es kann einer mit Leidenschaft und Hingabe eine Arbeit betreiben, und es kann geschehen, daß ihm das fertige Werk kalt und grau vorkommt. Ihm enthüllt sich plötzlich eine unüberbrückbare, zwischen Gewolltem und Erreichtem eingeseffene Kluft, die ihn traurig macht und ihm viele, unnütze Gedanken erweckt.

Das hatte ich oft erlebt und überwunden. Aber jetzt fiel mich ein Ekel an und eine Übelkeit. Ich hielt mir alles mühsam Erworbene vor, die Kurvenzeichnungen und Zahlentabellen und was darin an ungehobenen Schätzen verborgen lag. Aber es half mir nichts. Hinter alledem sah ich nur einen traurigen Notbehelf, einen häßlichen Mangel an Geist und Können, ein unedles Gebahren, das sich nicht schämte, der Natur Daumenschrauben anzulegen.

Wenn der Mensch in sich geht, um eine Eitelkeit abzustreifen, so kommt fast immer eine neue an den Tag, und es wird gewiß in neun von zehn Fällen gegen Windmühlen geritten.

Auch dieses wußte ich — und blieb blind und taub in meiner Not. Und da mir nichts besseres einfiel, beschloß ich, den Tag zu feiern und das Weitere abzuwarten in der Hoffnung, es werde schon irgend ein Einsehen geschehen.

Ich ging in die Stadt wie einer, der einen Auftrag bekommen hat und suchte meine Gedanken zu zerstreuen. Unter einem Torbogen des Schlosses fiel mir ein, Hans Holbeins Madonna aufzusuchen, die ich lange nicht gesehen. Im Hinanschreiten rief ich das Bild in mein Gedächtnis. Kein anderes ist mir so lebendig geblieben, der schönen Frau wegen, die dort kniet. Ich habe bei ihrem Anblick immer den Wunsch gehabt, Maler zu sein. Sie

ist nahe der Madonna. Ihr Blick ist abgewendet, ihre Augen schauen finnend in eine unbekannte Ferne. Ihr schöner Mund ist kaum merklich geöffnet, ihr Kinn ist kraftvoll und weiß. Ich liebe Hans Holbein, weil er diese Frau geschaffen hat.

Nun freute ich mich des bevorstehenden Wiedersehens — und fand geschlossene Türen. Man bedeutete mir, daß außerhalb der festgesetzten Zeit der Besuch der Sammlungen nur durch das Hofmarschallamt zu erwirken sei. Ungerne gab ich den Wunsch auf.

In Gedanken an die Frau auf dem Bilde schritt ich über den Markt und kam in die Altstadt hinein.

Vor einer Bücherauslage blieb ich stehen und musterte die Einbände und ihre Aufschriften. Es gab viele technische Werke des Springerischen Verlages, alle schwarz gebunden und mit Titeln in Gold. Ich habe die Springerbücher nie leiden mögen. Das Schwarze macht sie kalt und das Gold höhnisch. Im Schaufenster nebenan lagen und standen Erzeugnisse der schönen Literatur, viel Neues, manche Neuauflagen und einige ausgegrabene Werke vergangener Zeiten, deren Urheber so viel Blut und Leben an sie gewendet, daß sie noch heute schimmern im warmen Licht. Über ihnen auf einer Glasplatte erblickte ich ein kleines, graues Buch. Ich las den Titel: Peter Camenzind. Der Name fiel mir heimatlich warm ins Ohr. Ich trat in den Laden und kaufte das Buch.

Zuhause fiel mir das fast Vergessene ein, und ich begann darin zu lesen.

Gleich verfiel ich mich in der satten, schönen Sprache. Aber noch mehr als das. Es strömte heiß und verlockend aus ihm in mich ein. Ich wuchs mit ihm heran und erlebte seine Erlebnisse. Ich weinte mit ihm, und ich lachte mit ihm, ich liebte mit ihm, und ich wanderte mit ihm. Und als ich zu Ende war, trat ich vor den Spiegel und betrachtete erstaunt und ingrimmig mein Ebenbild. Und dann fluchte ich — und lästerte und verwünschte und berseferte, und als ich müde war, stieg mir der Kummer in die Kehle und würgte mich. Vielleicht bin ich auch damals gegen Windmühlen geritten.

Am Abend ging ich in ein Kaffeehaus. Ich las ein paar Zeitungen, ohne viel in mich aufzunehmen. Bald gab ich's auf, bestellte Wein bei einem rothaarigen Kellner mit zufriedennem Spitzbubengesicht und ließ meinen Gedanken den Lauf.

Die Frage beschäftigte mich, wie es komme, daß ich just bei den Technikern tüchtig im Zeug gelegen und so viel Mühen auf Dinge verwendet habe, die mir in diesem Augenblicke wertlos erschienen. Ich strengte mich an, eine gerade Antwort darauf zu finden, aber die Tatsachen standen fest und unverrückbar. Meine Untersuchungen reichten nicht an sie heran. Ich geriet in ein trostloses Spekulieren hinein, dessen trübe Schleier sich erst lüfteten, als der Wein zu wirken begann.

Ein Fachgenosse von den Dampfmaschinen trat herzu. Er setzte sich zu mir an den kleinen Marmortisch und brachte das Gespräch auf die abgeschlossenen Versuche. Ich erwiderte nicht viel auf seine Fragen, ließ die Sache unvermittelt fallen und fragte ihn, ob er den Camenzind kenne, das Buch.

„Ach so“, sagte er, „ein Buch! Ich lese keine Bücher.“

„Das ist vornehm“, lobte ich ihn, „aber mir scheint, dieses Buch sollte sich keiner entgehen lassen.“

„Warum?“

„Weil es singt.“

„Ich bin leider nicht musikalisch.“

„Zum Teufel, Armeemärsche sind keine darin!“

„Was denn“, fragte er und lachte.

Ich sann eine Weile nach. Und dann entlud ich mich vor dieser grauen Seele alles dessen, was mich bewegte. Ungefragt strömten mir die Worte zu. Ich redete mit erhobener Stimme von dem Buche nicht anders als von eigenen Erlebnissen.

Die Nachbarn wurden aufmerksam und steckten die Köpfe zusammen. Der Rothaarige stand rücklings an eine Säule gelehnt und grinste. Mein Gefährte war still geworden. Ich winkte den Roten herbei.

„Höre“, sagte ich zu ihm, „du darfst mir noch einmal die Flasche füllen, aber dann hüte dich und deine Knochen“. Er nahm die Flasche und machte sich davon.

Mein Gefährte begann zu plaudern. Das kritische Überlegene, das ihn mir beides, unleidlich und anziehend, machte, war aus seinem Gesicht verschwunden. Er erzählte von seiner Jugend, die er in Pommern erlebt, von seiner Mutter, die er verehere und vom Meer, von dem Drang, der ihn

als Knabe erfüllt habe, in die Ferne zu gehen und von den Umständen, die ihn nötigten, im Lande zu bleiben.

Nach Mitternacht brachen wir auf. Wir wanderten eine Weile stumm nebeneinander durch die stille Stadt, und als wir Abschied nahmen, gaben wir uns die Hand.

Ich ging in den Wald. Kein Geräusch drang an mein Ohr als das regelmäßige Rauschen der Schritte im dürrn Laub. Die Bäume schliefen. Das Licht des aufgehenden Mondes lag über ihnen, und der Nachtwind flüsterte in den Zweigen.

Am Rande einer Lichtung bereitete ich ein Lager. Es war mir leicht, und ich schlief nach kurzem Verweilen ein. Mir träumte, ich schreite immer tiefer in den Wald hinein. Die Bäume wurden höher und mächtiger, in der Ferne ertönte ein leiser Gesang. Sehnsüchtig ging ich den Klängen nach. Eine Frauengestalt trat zwischen den Stämmen hervor, ich erkannte das schöne Wesen aus dem Bilde der Madonna. Sie trug das Kopftuch weit zurückgeschlagen, ihre Augen gaben einen warmen Schein. Mein Herz schlug wild, und ich wagte kaum zu atmen, als sie an mir vorüberschritt. Sie verschwand, wie sie erschienen war. Umsonst ging ich in ihren Spuren, und umsonst rief ich zärtliche Namen in den Wald hinein. Aber bald hörte ich aufs neue ein Geräusch und bald sah ich sie wieder. Sie trug jetzt das Kopftuch wie im Bilde und ging an der Seite eines Mannes. Der Mann war groß und schlank und hatte einen stolzen Gang wie ein edles Tier. Er sagte der Frau mit einfachen Gebärden, daß ihm die Schultern breit auseinanderstünden wie Felsen und daß er im Stande wäre, den Gegner nötigenfalls mit der Faust zu erschlagen. Indem ich den beiden nacheilte, geriet ich unversehens an die Versuchsanlage heran. Die Turbine drehte sich in rasender Eile. Die Glasrohre bogen sich unter der Wucht der Fliehkräfte, die Lampe warf Blitz auf Blitz an die weiße Wand. Es war unmöglich, die Wasserstände abzulesen. Der rote Kellner stand mit einem Notizbuch daneben und sagte zu jedem Lichtblitz laut und höhnißch hoppla. Ich lief Hals über Kopf hinzu, um den Schuft am Kragen zu fassen.

Darüber erwachte ich. Ein Eichhorn sprang an einem nahen Stamm in die Höhe. Auf dem braunen Acker der Lichtung hing der Tau funkelnd im Spinngewebe.

Ich reckte die steifen Glieder und eilte in die Stadt zurück. Das Buch in der Tasche, stand ich eine Stunde später im Laboratorium.

Der kluge Freund von den Dampfmaschinen kam, um nach mir zu sehen. Wir gerieten in ein gelehrtes Gespräch. Ich zeigte ihm weitläufig, was wir bis anhin an Ergebnissen gewonnen und was wir aus ihnen herauszufolgern hofften. Dann legte ich das Buch auf den Tisch und ging an die Arbeit.

Als der Meister erschien, fiel sein erster Blick darauf.

„Es ist der Camenzind — ein philosophisches Buch“, sagte ich mit einer erläuternden Handbewegung.

Der Alte nickte ernsthaft und flimmerte in den Augen.

„Herr Kollege, hüten Sie sich vor der Philosophie“, rief er aus, „sie macht den Kopf unklar und verwirrt, und fast immer hat sie es auf einen blauen Dunst abgesehen.“

Otto Wirz-Wyß

Hans Holbein der Jüngere

Von Dr. Jules Coulin

Was wir vom Leben des großen oberdeutschen Renaissance-meisters wissen und urkundlich belegen können, läßt sich immer noch auf wenigen Seiten niederschreiben. Als Dokumente hat man auch heute noch nicht viel mehr zur Verfügung als ein paar zeitgenössische Briefe, Beschlüsse des Basler Rates, Eintragungen in Zunft- und Bürgerbüchern, Notizen in den Ausgabenlisten des englischen Hofes, ein in Eile aufgesetztes Testament. Nicht einmal das Geburts- und Todesdatum des Künstlers ist genau bekannt. Und doch was für ein reiches Leben, welch mächtiges Walten eines willensstarken Genius rollt sich vor einem auf, wenn man in den Werken des Meisters seine Taten zu sehen versteht, wenn man seine Kunst als Ausdruck eines eigenartigen Welt- und Formgefühls auf sich wirken läßt. Gewiß ist es kein Leichtes, zu Holbein in ein klares persönliches Verhältnis zu kommen; eine überlegene Kühle, die aus dem Großteil seines Werkes weht, gebietet vor allem Distanz, und das gegenständliche Interesse fesselt bei den wenigsten seiner Schöpfungen. Dürer ist auch in unsern Tagen noch ein wirklich volkstümlicher Künstler; Holbein bedeutet kaum jedem gebildeten Laien ein fester Besitz. Das Deutsch-Gemütvolle wie das anregend und doch lösbare Problematische, das Dürer zu seiner